

Gott selbst wird gottlos in Jesus (Philipper 2,5ff)
Beten & denken 28.9.2014 (A26)
Homilie von Eckhard Frick sj

Rebbe Baruchs Enkel Jechiel kam in Tränen aufgelöst in die Lehrstube des Meisters gelaufen. "Jechiel, warum weinst du?" fragte der Rebbe. "Mein Freund ist gemein, er hat mich allein gelassen!" "Erzähle", sagte der Großvater, und der Enkel klagte: "Wir haben gespielt. Ich musste mich verstecken und er war dran, mich zu suchen. Aber er konnte mich nicht finden. Da hat er einfach aufgegeben, mich zu suchen, er hat einfach aufgehört zu suchen!" Reb Baruch begann, Jechiels Gesicht zu streicheln. Ihm selbst traten Tränen in die Augen. "So ist es," sagte er leise, "so ist es auch mit Gott. Stell dir seinen Schmerz vor, Jechiel, - er hat sich versteckt und die Menschen suchen ihn nicht. Verstehst du, Jechiel? Gott versteckt sich und die Menschen suchen ihn nicht einmal" (Buber 1949:191).

Gott versteckt sich in unserer Welt, und viele haben es aufgegeben, ihn zu suchen. Weil sie andere Spiele spielen, lassen sie ihn einfach in seinem Versteck allein und gehen nicht mehr seinen Spuren nach.

Es gibt eine gewisse Gefahr, nun über die gottlose Welt zu jammern und die Tradition des christlichen Abendlandes zu beschwören, bzw. das zunehmende Risiko, von diesen Traditionen abgeschnitten zu sein.

Wenn wir den Philipperbrief ernst nehmen, dann geht es aber um etwas viel Ernsteres: Gott selbst wird gottlos in Jesus. Paulus fügt einen frühchristlichen Hymnus in seinen Text ein, der wohl um das Jahr 40 entstanden ist, den Hymnus von Christus Jesus, der sich entäußert, entleert, niedrig macht.

Der Hymnus beginnt mit der Anrede: **Seid untereinander so gesinnt, wie es dem Leben in Christus Jesus entspricht.** Auf diese Konsequenz für das Leben der christlichen Gemeinde müssen wir noch einmal zurückkommen.

Im Mittelpunkt des Hymnus steht aber Jesus der Christus selbst. Von ihm heißt es:

Er, der in Gottes Gestalt war, hielt es nicht für eine eigene Beute, Gott gleich zu sein,

Nein, er hat sich ausgeleert und die Gestalt eines Sklaven angenommen, wie ein Mensch trat er auf und wurde der Erscheinung nach als Mensch erkannt.

Mit „Gestalt“ ist nicht nur eine äußerliche Maske gemeint, die sich jemand aufsetzt, um die anderen zu täuschen und einen bestimmten Zweck zu erfüllen. Jesus ist kein Märchen- oder Operettenprinz, der sich als Diener verkleidet, um beim Maskenball sein Aschenputtel zu finden. Die Menschwerdung des Sohnes, so sagt Karl Rahner immer wieder, ist nicht nur eine Livrée, eine äußerliche Uniform, die das ewige Wort des Vaters überstreift, um Mensch zu werden.

Wie also dann?

Es gibt zwei Missverständnisse, die das Verstehen des Philipperhymnus schwermachen.

1. Das Missverständnis des reichen Gottessohnes als menschenfreundlicher Prinz: Das ist die schon angedeutete Märchen- oder Operettenvariante, die es aber in der Theologie durchaus gibt: Es wird eine Zeit „vor“ der Menschwerdung Jesu konstruiert, in welcher der Gottessohn in seiner Göttlichkeit lebte. Dann kommt gewissermaßen eine zweite Zeit, in der er auf die Attribute der Göttlichkeit verzichtet, um zu uns hinunter auf die Erde zu kommen, um uns zu erlösen.

Dieses Missverständnis ist deshalb problematisch, weil wir uns einen Gott vorstellen, der entrückt in seiner Göttlichkeit lebt und sich dann irgendwann eines Besseren besinnt, um uns zu erlösen. Wir stellen uns also den ewigen Ratschluss der Dreifaltigkeit wie eine endliche Krisensitzung vor, wie ein himmlisches Oval Office, in dem eine Intervention beschlossen wird.

Wir meinen, ein Wissen darüber zu haben, wie Gott innerhalb seiner Göttlichkeit ist, losgelöst von unserer menschlichen Geschichte mit Gott, oder ihr gewissermaßen als Prolog im Himmel vorgeschaltet.

Simone Weil schreibt: „Gott hat dem Menschen ein imaginäres Bild der Macht mitgegeben, eine imaginäre Göttlichkeit, damit auch der Mensch, obwohl er nur ein Geschöpf ist, sich seiner Göttlichkeit entleeren kann“.

Mit anderen Worten: Wenn wir uns einen göttlichen Gott unabhängig von der Menschwerdung denken, dann laufen wir selbst auch in die Illusion einer imaginären Göttlichkeit.

2. Das zweite Missverständnis ist ein ethisches, gewissermaßen die Umkehrung des ersten Missverständnisses, jetzt nicht mehr von Gott her gedacht, sondern von Jesus her: Jesus als Vorbild eines engagierten, hingebungsvollen Menschen, dem wir nacheifern sollen. Nun ist es nicht verkehrt, sich für andere einzusetzen, und Papst Franziskus weist ja sehr deutlich den Weg einer mit den Armen solidarischen Kirche.

Aber auch der Appell an größeres soziales Engagement, meine ich, wäre ein Missverständnis dessen, was Paulus uns sagen will, wenn er den Philipperhymnus aufgreift.

Wenn wir mehr oder minder resigniert konstatieren, dass Gott in unserer Lebenswelt weniger vorkommt als zu früheren Zeiten, dann haben wir möglicherweise ein sehr menschliches Säkularisierungs-Modell vor Augen: Wie

früher kirchliche Institutionen, Gebäude und gesellschaftlicher Einfluss stärker präsent war, so ist auch unsere Gesellschaft gottlos geworden, weniger spirituell und stärker materiell.

Daraus können sich dann Strategien ergeben: die christlichen Werte in der Politik wieder stärker betonen, zielführende Bündnisse zu schließen, um verlorenes Terrain zurückzugewinnen, Modernisierung von Marketingstrategien, um Frische und Vitalität des christlichen Glaubens unter die Leute zu bringen.

Der gottlosen Gesellschaft Gott wieder nahe bringen.

Jedoch : Gott selbst hat mit der Gottlosigkeit angefangen.

Er ist nicht ein Gott, der zuerst göttlich ist und sich dann aus Barmherzigkeit zu humanitären Maßnahmen entschließt, weil die Not immer größer wird.

Gott versteckt sich in der Menschwerdung und im Leiden Jesu in unserer Welt. Wenn wir ihn suchen wollen, dann auf diesem Weg, den Jesus gegangen ist, und den Paulus verkündet.

Kommen wir noch einmal auf den ersten Satz des Philipperhymnus zurück:

Seid untereinander so gesinnt, wie es dem Leben in Christus Jesus entspricht.

Wie gesagt: Wenn wir diesen Satz als ethischen Appell lesen, dann mag viel Gutes daraus entstehen, wichtige Taten, die unbedingt getan werden müssen.

Aber das ist nicht der Punkt.

Es geht um die Ausrichtung auf Jesus: Er wird in diesem Hymnus besungen als der Sklave, den Gott erhöht hat. Wir teilen in der Eucharistie seine Henkersmahlzeit. In der Annahme des Sklaventodes am Kreuz hat er alles hergegeben. Er kann uns „nur“ zu einer armseligen Hostie einladen, zur Realpräsenz des menschengewordenen Gottes.

So kommt unser Bild von Gott und vom Menschen ins Wanken. Die beste Art, dieses urchristliche Lied zu verstehen, ist die Liturgie, die Feier des in einer gottlosen Welt Mensch gewordenen Gottes.

Eine Liturgie der offenen Türen. Denn wir feiern Gott, der unsere säkulare Gottlosigkeit teilt.